

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Der Väter Schuld.

Von J. Piorkowska.

(Fortsetzung.)

Fritz wurde dunkelrot vor Freude und Verlegenheit über dieses Anerbieten. — Man setzte sich zum Essen; nie hatte die Abendsonne eine glücklichere Gruppe beleuchtet. Der Kapitän war nie so ausgelassen, Hartwig nie so freudestrahlend, Fritz und Käthe nie so glücklich und Charlotte nie so vertraut mit ihrer ganzen Umgebung. Die kürzeste Zeit hatte genügt, Charlottes Ansicht über sie alle vollständig umzuwandeln.

Die Stimmung des kleinen Kreises wurde noch durch die etwas weitschweifige Mitteilung Fritz' erhöht, die darin gipfelte, daß es nicht ganz unmöglich sei, daß sein Chef, anläßlich eines großen Umsturzes im Geschäft, ihn gar nicht nach Amerika schicke, ihn vielmehr mit einer bedeutenden Gehaltserhöhung nötiger hier brauche.

Wie verstand es Charlotte, auf jedes einzelne Interesse einzugehen! Wie sie sich am Nachmittag bei Käthe über allerhand häusliche Verrichtungen orientiert hatte, so verstand sie es, sich jetzt mit Fritz über dessen geschäftliche Thätigkeit zu unterhalten. Und schließlich wandte sie sich zu dem Kapitän und fragte ihn verwundert, wo er denn seine Pfeife habe, die er doch immer nach dem Essen zu seinem Glas Bier zu rauchen pflege.

„Da brauchst Du Dich nicht zu sorgen," versetzte der alte Graubart heiter, „so unerläßlich ist mir meine Pfeife nicht, daß ich Dir das anthun und in Deiner Gegenwart rauchen würde."

„Das wäre noch schöner!" rief Charlotte halb schmollend; „im Gegenteil, Sie sollen nicht nur in meinem Beisein rauchen, Sie müssen mich auch gelegentlich lernen, wie ich Ihnen die Pfeife zu stopfen habe."

So verstrich die Zeit mit staunenswerter Schnelligkeit. Und als es dunkel ward und die Lampe angezündet wurde, holte Käthe der Gewohnheit gemäß auch die Karten herbei und Charlotte wurde in das Kartenspiel eingeweiht, das viel Anlaß zu scherzen und zu lachen gab.

Gerade, als die Heiterkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde draußen heftig an der Hausklingel gezogen.

„Das muß der Briefträger sein," meinte Käthe. Sie ging, zu öffnen, und kam mit einem Briefe zurück.

„An mich!" sagte Vater Hartwig, die Adresse betrachtend, „wer mag mir da wohl schreiben?"

Charlotte hätte es ihm wohl sagen können; doch sie schwieg und senkte das Gesicht nur tiefer auf die Karten, aber nicht ohne verstohlen zu beobachten, was ihr Vater für ein Gesicht machte. Ja, das war zweifelsohne der rechte Brief. Seine Augen starrten auf das Schreiben — der Inhalt mußte ihn sehr überrascht haben, war er doch ganz blaß vor Ueberraschung geworden.

„Nun, Hartwig, woher ist denn der Brief? Der scheint Euch ja sehr zu interessieren," bemerkte der Kapitän belustigt.

Charlotte zitterte vor Angst, der Vater könnte den Anwesenden gleich alles verraten. — — Doch nein!

„O, es ist nichts weiter — nur eine alte Rechnung," lautete die Antwort. — Wie wußte sie ihm Dank für diese zarte Rücksicht!

Er schob den Brief in die Tasche, sah einen Moment vor sich hin und meinte dann: „Da fällt mir eben etwas ein, das ich vergessen habe. Ihr müßt mich für eine kleine Weile entschuldigen und ohne mich weiterspielen."

Hastig verließ er das Zimmer.

„Um den Brief noch einmal in Ruhe durchzulesen," dachte Charlotte; „der mag ihn auch nicht wenig überrascht haben."

Nach kaum zehn Minuten rief der Vater sie.

Hochklopfenden Herzens verließ sie das Zimmer und folgte seinem Rufe.

Vater Hartwig saß an einem Tisch, den Kopf schwer in die Hand gestützt; seine Züge waren geisterhaft bleich und wie schmerzentstellt, seine Lippen fest aufeinandergepreßt, wie er überhaupt den Eindruck machte, als habe ihn plötzlich ein kaum zu überwindender Schlag getroffen.

Charlotte trat zaghaft näher.

Als er ihre Schritte hörte, sah er auf und sagte heiter: „Hier habe ich einen — einen Brief!"

Charlotte sah sofort, daß es der von ihr vermutete war, aber sie sah nicht, daß die Finger vor Beben das Schreiben kaum zu halten vermochten.

Wie nach Atem ringend, hielt er einen Moment inne und fuhr dann fort: „Er sagt, Du wüßtest alles — aber nicht wahr, Charlotte, das ist nicht wahr? — oder doch? — O, nein, nein! es ist nicht wahr — ich sehe es Dir an. Nicht wahr, o rede, sprich! Nicht wahr, er gilt Dir nichts, sonst würdest Du selbst es mir gesagt haben?"

Charlotte kniete vor ihm nieder, ergriff eine seiner Hände und beugte sich tief über dieselbe herab, um ihr dunkelerglühendes Antlitz zu verbergen.

Nichts lag ihr ferner, als der Gedanke, daß es nötig wäre, Raimunds Werbung auch nur mit einem Wort der Bitte zu unterstützen.

„Ich wußte ja, daß er gleich schreiben würde, darum schwieg ich. O, er ist so gut! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gut! Er machte mich zuerst darauf aufmerksam, wie unrecht ich that, Dich, meinen teuren Vater so zu vernachlässigen. Ja, soll ich Dir ein Geständnis machen? Wer weiß, ob ich ohne ihn zur vollen Erkenntnis meines Unrechts gekommen wäre?! Er öffnete mir die Augen — ohne ihn wäre ich doch vielleicht die Gattin des Grafen geworden. Der bloße Gedanke hieran macht mich erschauern. Habe ich da nicht alle Ursache, ihm ewig dankbar zu sein? Und nicht wahr, Vater, Du weißt ihm auch ein klein wenig Dank dafür?"

Es erfolgte keine Antwort. — Sein Schweigen verhieß ihr nichts Gutes. — Was mochte es sein? Zürnte er ihr? Fürchtete er vielleicht eine neue Trennung von ihr?



Eugen Ruffy, der neue schweizerische Bundespräsident.
(Mit Text.)

„Ich verlasse Dich deshalb doch nicht wieder, Vater. Hat er es Dir nicht geschrieben? Du sollst bei uns wohnen — er will ebenso wie ein Sohn für Dich sorgen — das waren seine eigenen Worte."

Wieder hielt sie inne, erhielt aber noch immer keine Antwort.

Da bemächtigte sich ihrer eine seltsame Angst. „Vater! Sprich! Was ist Dir? Bist Du mir böse?“

Zärtlich hefteten seine Augen sich auf sie.

„Dir böse sein, mein Liebling! Wo denkst Du hin?“

Er zog sie fest an sich und küßte sie innig.

„Mein Liebling —“ hub er an und strich liebkosend über ihr weiches Haar.

Da that die Thüre sich auf und Käthe trat ein.

„Ich komme nur, zu sehen, wo ihr beide bleibt?“ fragte sie munter, setzte aber mit einem Blick auf des Vaters ungewöhnlich bleiches, trauriges Gesicht hinzu: „Du siehst schlecht aus, Vater. Ist Dir nicht wohl?“

„Nein, mir ist nicht wohl,“ bestätigte er düster mit abgewandtem Gesicht, „und Charlotte ist, wie Du siehst, so gut und leistet mir Gesellschaft.“

29.

Die Unterbrechung durch Käthes Eintritt hatte Hartwig soweit seine Fassung wiedergegeben, daß er, nachdem er mit Charlotte wieder allein war, mit allerdings hohler, aber doch fester Stimme zu sagen vermochte: „Nie, Kind, wirst Du wieder sagen, ich machte Dich glücklich; das — sehe ich nun — ist mir für immer versagt. Schlage Dir die Geschichte aus dem Sinn, Mädchen, es kann nicht sein.“

Charlotte sah mit großen Augen halb erschreckt, halb befremdet zu ihm auf. „Was kann nicht sein?“ fragte sie zitternd.

„Daß Du diesen Mann heiratest,“ antwortete er, ins Weite starrend.

„Aber, Vater, was sprichst Du da?“

„Es ist unmöglich,“ kam es klanglos von seinen Lippen.

„Unmöglich? Vater, so besinne Dich doch, warum unmöglich?“

„Unmöglich!“ wiederholte er mit starrer Kälte, ohne sich zu rühren.

„Vater, lieber Vater, weißt Du, daß Du mir mit Deinen Worten das Herz fast brichst? So erkläre Dich doch, sage, daß Du nur einen grausamen Scherz mit mir treibst!“

Sie war wieder vor ihm niedergekniet, und ihre Stimme hatte einen zärtlich-angstvoll flehenden Ton, dem nicht zu widerstehen war.

Leidenschaftlich umschlang sie der Unglückliche und küßte sie wieder und wieder.

„Dir das Herz brechen?“ rief er ungestüm; „nein, das will ich nicht, das werde ich nicht! Das Ganze ist nur eine Mädchenschwärmerei, die Du bald überwinden wirst, ohne Dein Herz zu brechen.“

„Du kennst ihn nicht, Vater, sonst würdest Du so nicht reden!“ entgegnete sie erregt. „O, Du weißt nicht, wie mein ganzes Herz an ihm hängt. Was macht Dich so grausam gegen mich?“

Er drückte sie nur noch inniger an sich, antwortete aber nichts. Sein verhärmtes Gesicht, der tiefunglückliche Ausdruck flößte ihr Besorgnis ein.

Weiter drang sie in ihn — umsonst.

„Du mußt doch irgend einen Grund für Deine Weigerung haben?“ sagte sie schließlich heftig.

Kalter Schweiß trat dem alten Manne auf die Stirn und wie einem plötzlichen furchtbaren Entschlusse nachgebend, stieß er krampfhaft hervor: „Ja, den habe ich auch! Sein Vater . . .“

Weiter kam er nicht — die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Erschöpft sank er in seinen Stuhl zurück; doch Charlottes mit fragender Verwunderung auf ihn gerichteter Blick verwirrte ihn so, daß er weiter in abgebrochenen Worten hervorstammelte: „Sein Vater . . . ja, wie gesagt, sein Vater . . . sein Vater war ein schlechter Mensch — das ist Grund genug.“

„Wie ungerecht! Wie grausam ungerecht, den Sohn für den Vater verantwortlich zu machen! Was kann jener dafür, daß er einen schlechten Vater hatte? Daran trägt er so wenig Schuld, wie es mein Verdienst ist, einen so guten Vater zu haben!“

Es entging ihr, wie er bei diesen letzten Worten heftig zusammenzuckte.

„O Vater, mach' Deine Lotte glücklich und gieb zu, daß sie ihn vor der ganzen Welt lieben darf.“

„Nie, Charlotte, nie, nie, nie!“

„Weil sein Vater kein Ehrenmann war?“

„Ich habe noch einen anderen Grund.“

„Und der wäre?“

Keine Antwort.

„Welchen Grund könnte es wohl sonst noch geben?“

„Das kann ich Dir nicht sagen . . . ich . . . ich weiß ihn nicht . . .“ stammelte er leise, „aber . . .“

„Du weißt ihn nicht?“

„Vielleicht würdest Du nicht glücklich mit ihm werden . . . es . . . es . . . es wäre nicht die erste Liebesheirat . . . die, die . . . kein Mensch kann wissen, was passiert . . .“

Immer unverständlicher ward seine Rede, dabei gestikulierte er mit den Händen und seine Augen wanderten so ruhelos wie in heftigem Fieber im Zimmer umher.

Jetzt glaubte Charlotte zu verstehen — die Gemütsbewegungen der letzten Tage, dazu das unerwartete Schreiben Raimunds waren zu viel für ihn gewesen.

„Du bist übermüdet, bist zu angegriffen heute,“ sagte sie, freundlich um ihn besorgt; „reden wir ein andermal darüber und lassen wir das eben Gesprochene vergessen sein.“

„Vergessen! Ja, ja, Du wirst es vergessen und noch glücklich werden. Du bist ja noch so jung.“

Dann, wie wenn plötzlich ein furchtbarer Verdacht in ihm auftauchte, stieß er in tödlicher Angst hervor: „Du . . . Du wirst ihn doch nicht ohne meine Einwilligung heiraten? Charlotte, versprich mir, daß Du das nie thun wirst.“

„Das verspreche ich Dir. Habe ich Dir und Käthe nicht mein Wort gegeben, daß ich Dich nie verlassen werde?“

Da aber dachte sie daran, daß Fritz und Käthe möglicherweise in der Heimat blieben — war sie dann noch verpflichtet, ihr Versprechen zu halten? Wozu dann nur der bloßen Laune eines Menschen ihr Glück opfern, selbst wenn es sich um ihren Vater handelte?

Derselbe mochte wohl ein gewisses Zögern an ihr bemerken.

„Also es bleibt dabei, daß Du nie, unter keinen Umständen, Raimund Lässigs Frau wirst?“ suchte er sich zu vergewissern.

„Laß die Sache jetzt ruhen; wir reden ein andermal darüber, Vater. Jetzt lehn' Dich in Deinen Stuhl zurück und pflege Dich.“

Abermals kam Käthe. „Unsere Gäste wollen gehen und möchten euch Adieu sagen.“

„Geh, Charlotte, und entschuldige mich bei ihnen,“ sagte der Vater matt lächelnd.

Die beiden Schwestern gaben dem Kapitän und Fritz das Geleite durch den Garten.

„Ein köstlicher Abend!“ bemerkte letzterer.

„Wunderbar! Seht euch nur dort den Himmel an, wie hell er ist!“ stimmte Käthe ihm bei.

„Bedenklich hell! Es sieht mir eher aus wie Feuer — es scheint in Ostrau zu brennen!“ sprach der Kapitän.

„Dann müßte es ein großes Feuer sein, wenn es bis hierher leuchtet,“ versetzte Fritz; „freilich bei den vielen großen Speichern und Farb- und Droguenvorräten könnte das schon möglich sein.“

„Hoffen wir, daß ich mich irre,“ war des Kapitäns Bescheid. „Und nun gute Nacht, meine Lieben. Pflegt euren Vater, damit er wieder heiter ist, wenn wir das nächste Mal Karten spielen.“

„Ob Raimund dann wohl dabei sein wird?“ dachte Charlotte, als die beiden Schwestern wieder in das Haus gingen.

30.

Am folgenden Morgen beleuchtete die Sonne ein Bild der Verwüstung, wo tags zuvor noch eine Reihe stattlicher Magazine und Warenhäuser gestanden hatten. Anstatt des Häuserkomplexes, der gestern noch zu den bedeutendsten Geschäftsetablissements gezählt hatte, sah man heute nur noch unheilverkündende, halb zu Ruinen zerfallene geschwärzte Mauern, aus denen da und dort noch eine kleine Flamme hervorzüngelte. — Raimund Lässigs Fabrik war nur noch ein Haufen dampfender Trümmer.

Durch den Leichtsinn eines Arbeiters war nach Schluß der Fabrik in dem Packraume Feuer ausgebrochen, das, noch bevor es entdeckt wurde, im Inneren so weit um sich gegriffen hatte, und durch die Verzögerung eintreffender Hilfe und den heftig tobenden Sturm begünstigt, sich nicht nur auf Raimunds Eigentum beschränkte, vielmehr auch mehrere nahegelegene mit feuergefährlichem Material angefüllte Fabriken in Asche legte.

Wie nahm Raimund, der bei dem Unglück am schwersten Betroffene, diesen Schicksalsschlag hin? Dem Anscheine nach bewahrte er seine Ruhe und Fassung vollständig.

Er musterte ruhig die Trümmer und tröstete seine Arbeiter über den Verlust ihrer Werkzeuge und Beschäftigung, ohne dabei auch nur mit einem einzigen Worte über sein eigenes Unglück zu klagen, wiewohl er kolossale Summen dabei verlor, denn er war nur so niedrig versichert, daß ihm das Verlorene noch nicht zum vierten Teil ersetzt werden würde.

Weil er aus freien Stücken so große Opfer gebracht und des Vaters Schuld, soweit das in seiner Macht gelegen, getilgt hatte, meinte die Welt, er habe über unermeßliche Reichtümer zu verfügen, in Wirklichkeit aber hatten die letzten vierundzwanzig Stunden den reichen Mann zu einem verhältnismäßig armen gemacht. Trotzdem galt seine erste Fürsorge seinen Arbeitern — sein erster Gedanke waren sie. Er erhob bei seinem Bankier eine größere Geldsumme und verteilte sie unter seine Leute, dann erst dachte er an sich.

Er wußte wohl, daß es einer vorläufig nicht abzusehenden Zeit bedurfte, um bei größter Geduld und angestrengtester Thätigkeit auf den Trümmern der zerstörten Fabrik eine neue zu errichten, die ihn wieder auf seine jetzige Höhe brachte.

Mit der Fabrik waren auch seine jüngsten Träume zusammengebrochen. Er hatte seine unschöne, abgelegene Wohnung mit einer neuen, eleganten in vornehmer Nachbarschaft vertauschen wollen

— wie hatte er sich dieselbe in Gedanken schön zurechtgelegt, sie im Geiste schon fertig ausgestattet!

An nichts sollte es seiner Charlotte fehlen, nichts sollte sie vermissen, was sie im Hause ihrer grausamen Tante genossen, was sie da erfreut hatte.

Gesellschaften, Equipage, Juwelen und die schönsten Toiletten sollte sie haben, er wollte auch vor der Welt mit seiner jungen Frau glänzen — ja, das alles hatte er sich so köstlich ausgemalt, und nun mußte es einer ferngerückten Zeit überlassen bleiben.

Aber was that das? Seine Charlotte liebte ihn ja so innig; ihre Liebe würde ihm noch für weit größeren Kummer reichlichen Trost gewährt haben. Die Hochzeit würde deshalb auch um keinen Tag Aufschub erleiden — im Gegenteil, jetzt brauchten sie nicht erst die Fertigstellung der geplanten Villa abzuwarten. — Dieser letzte Gedanke reizte seine Ungeduld derart, daß er den Entschluß faßte, noch am selben Tage nach Zechdorf zu fahren, sich bei seiner Charlotte Trost und bei deren Vater das Jawort zu holen.

Um wieviel besser wäre es vielleicht für ihn gewesen, wenn er damit noch eine Weile gewartet hätte!

31.

Der Zug hielt in Ostrau. Zwei Fremde entstiegen der dritten Wagenklasse — ein schäbig gekleidetes Paar von finsterem, unfreundlichem Aussehen. Halb unentschlossen, wohin sich wenden, schritten sie eine enge Gasse hinab. Vor der Thüre des kleinen, wenig einladend aussehenden Gasthofes blieben sie instinktmäßig stehen und sahen einander mit fragendem Blicke an, worauf der Mann ein altes Portemonnaie aus der Tasche zog und dessen Inhalt durchsuchte. Das Ergebnis schien befriedigend.

Seiner Begleiterin mit stummer Miene zunickend, traten sie in die kleine, niedrige Gaststube, aus der ihnen eine von Tabak- und Speisengeruch dicke Luft entgegenströmte. Verschiedene Tische waren schon mit Gästen besetzt; die Neuangekommenen schritten der äußersten Zimmerecke zu und nahmen da Platz.

Während sie der bestellten kargen Kost mit sichtlichem Behagen, aber immer stumm zusprachen, wurde von anderen Gästen der Brand in Raimund Lässigs Fabrik so lebhaft besprochen, daß die Unterhaltung durch das ganze Zimmer drang.

Der Fremde hörte aufmerksam mit sichtlichem Interesse zu. Einmal stand er sogar im Begriff, sich mit einer Frage an einen der Sprechenden zu wenden — überlegte es sich jedoch wieder anders und schwieg still — mit seinem Appetit schien es jedoch plötzlich vorbei zu sein. Er legte Messer und Gabel hin und schob seinen Teller beiseite.

Als jene, welche den Brand so lebhaft besprochen hatten, fortgegangen waren, versank der Fremde in finsteres Brüten, aus dem er erst durch seine Begleiterin, nachdem dieselbe ihre Mahlzeit beendet hatte, durch die Mahnung zum Aufbruch gestört wurde.

Wieder draußen auf der Straße blieb der Mann stehen.

„Was nun thun?" sprach er barsch, „Du hast es doch gehört?"

„Freilich habe ich gehört!" entgegnete sie nicht freundlicher, „jedenfalls müssen wir uns vorerst ein ständiges Unterkommen suchen — so ruhelos umherzuziehen bin ich nicht mehr im stande."

„Aber woher das Geld nehmen?"

„Vorläufig reicht's noch — das Weitere wird sich finden."

„Aber . . ."

„Ich sage Dir, das Weitere wird sich finden!" fiel sie ihm heftig ins Wort, „jetzt vorwärts!"

Ohne abermaligen Einwand schritt er an ihrer Seite dahin; hin und wieder fragten sie nach einem billigen Quartier — eigentümlicherweise wandten sie sich dabei aber immer nur an jüngere Leute.

32.

Mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von dem Großfeuer. Sie drang auch sehr bald nach Zechdorf, mit, wie gewöhnlich bei derartigen Dingen, übertriebenen Berichten. Käthe brachte die traurige Neuigkeit zuerst mit heim, und ahnungslos, daß ihre Schwester ein tieferes Interesse an dem dabei so schwer Geschädigten hatte, erzählte sie ohne Rücksicht, was sie gehört hatte.

„Ein Besitztum von einer Million niedergebrannt und nichts versichert!" sagte sie; „ist das nicht schrecklich? Der arme Herr Lässig — er soll alles, alles verloren haben! Kein Pfennig sei ihm geblieben, sagen die Leute."

Charlotte sagte kein Wort, aber sie war erblaßt bis zu den Lippen und eine halb unverständliche Entschuldigung murmelnd, verließ sie das Zimmer und begab sich zu ihrem Vater.

Derselbe saß am Fenster und starrte hinaus auf die kahle, öde Landschaft, die unter dem grauen, bleischweren Himmel einen besonders düsteren Anstrich hatte.

„Vater, ich habe eben schlimme Botschaft bekommen," hub sie an, zu erregt, um Umschweife zu machen, „Raimunds Fabrik ist abgebrannt — er ist ruiniert!"

Er wandte sich zu ihr, war aber sichtlich so zerstreut, daß er wohl kaum gehört hatte, was sie sagte.

„Hörst Du, Vater? Raimund ist ruiniert. Ich kann ihn nicht länger ohne Nachricht lassen — ich muß ihm schreiben, muß ihm sagen, daß ich ihn um seines Unglücks willen mehr denn je liebe, wenn das möglich ist, und ihn ewig lieben werde!"

Seine Züge wurden unruhig, aber noch sagte er nichts und jene fuhr fort: „Ich versprach Dir, nichts ohne Dein Wissen zu thun. Du siehst, ich halte Wort, und sage Dir deshalb, daß ich ihm sofort schreiben werde."

Das gab ihm die Sprache wieder.

„Nein, Lotte . . . nein, mein Liebling . . . das . . . das darfst Du nicht!" stieß er angstvoll hervor.

„Verzeih, aber hierin muß ich Deinen Wünschen entgegenhandeln, Vater. Ich will stets bei Dir bleiben, will Dich nie verlassen, aber für kalt und treulos soll er mich nicht halten, er muß wissen, wie mein ganzes Herz an ihm hängt."

„Das willst Du ihm schreiben? Nein, nein, das darf nicht sein! O Gott, wie kann ich es hindern?!" setzte der unglückliche Mann leise hinzu und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Aber, Vater, sag', warum bist Du so dagegen?"

„Ja, warum? Warum?" murmelte er und starrte finster auf die düstere Landschaft draußen.

Plötzlich durchrieselte es wie ein Schauder seinen Körper. Hastig wandte er sich Charlotte wieder zu und stieß krampfhaft hervor: „Ich sage Dir, Mädchen, schlag' ihn Dir aus dem Sinn. Ich habe meinen Grund dafür."

„Welchen?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Verzeih, aber — dann muß ich ihm schreiben."

„Nein, nein! Charlotte bleib! Ich . . . ich will ihn Dir ja sagen. — Vor fünfzehn Jahren . . . Nein, nein, ich weiß nicht, was ich da rede. Was ich sagen wollte, war . . . war . . . wenn . . . wenn er ruiniert ist, wäre es doch sehr leichtsinnig, wolltest Du ihn —"

„Vater!" stieß Charlotte voll Entrüstung aus.

Es empörte sie, auch bei ihm diese egoistischen, weltlichen, lieblosen Grundsätze und Ansichten zu entdecken, die sie, mit ihrer Rückkehr in das trauliche Vaterhaus, für immer hinter sich in der Kommerzienrätin Salons zurückgelassen wähnte.

„Ist das Dein Grund? Den verachte ich! Das soll auch er wissen!"

Schon war sie im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihr Vater sie mit einem hastig herausgestoßenen „Bleib'!" zurückrief.

„Ich will es Dir sagen, will Dir alles sagen," hauchte er, und krampfhaft zuckte es über sein sorgenschweres Gesicht.

„Hier, setz' Dich nieder — hier zu meinen Füßen — nein, erst verschließ' die Thür. So, nun komm' her. Nun sag', Charlotte, glaubst Du, daß irgend etwas vermöchte, Dich Deinen Vater hassen zu machen?"

„Aber Vater, mein geliebter Vater, wie kannst Du auch nur eine solche Frage stellen?"

„Höre also! Komm' näher — noch näher! So, so!"

(Fortsetzung folgt.)

Die feindlichen Nachbarn.

Humoreske von Charlotte Reichholdt.

„Und wenn Du auch kein bißchen eitel auf unsere Kinder sein willst, das lasse Dir aber doch sagen, Tinchen, es wird etwas aus ihnen —" schmunzelte Papa Willich, über die Köpfe seiner Sprößlinge hinwegsehend, die er mit Stolz sein Eigentum nannte.

„Sieh Dir unseren Max an, noch nicht stramm genug, nun, der richtet sich schon auf, wenn er in das rechte Alter kommt, war auch so in meinen Kinderjahren, ein wenig träumerisch — was sagst Du, Tinchen?"

Tinchen, Frau Willich, ein rotwangiges, kleines, nettes Frauchen, hatte gar nichts gesagt, nur die Lippen verzogen und zu Max, dem Aeltesten hingeblickt, einem zwölfjährigen Jungen, der unter einem Baume lag und eine Birne verzehrte, die der Wind ihm auf die Nase geworfen.

„Und gar Grete," fuhr Papa Willich behaglich weiter und strich über die Stelle seines Hauptes, auf der sein braunes Lockenhaar ebenso heimtückisch als frühzeitig entwichen war. „Sieh, Tinchen, Du hast so gar keinen Stolz auf die Kinder, aber schau Dir Gretchen einmal richtig an, wie sie so biegsam, so leicht dahin trabt, als sei das gar nichts, über die Erde zu laufen, als ob dies nicht seine Flausen habe; ein bißchen übermütig ist ja die Kleine, na, Uebermut giebt sich, ein wenig zu viel Mut, weiter nichts."

Die Gepriesene, eine niedliche Zehnjährige, tollte mit dem jüngsten Willich um das Vaterhaus herum, bis dieser laut schreiend hinstürzte, gerade in dem Moment, als der glückliche Vater den kleinen Bruno als den Kräftigsten von den „Drei" preisen wollte.

„Nun nun," schrie er den Gestürzten an, „wenn Du aber so über jeden Stein im Leben fallen willst, o weh!"

Frau Willich eilte zu Klein-Bruno, hob ihn kosend auf und wischte ihm das Blut von dem Näschen, den Rat ihres Gatten ignorierend, daß man die Kinder von früh auf daran gewöhnen müsse, allein aufzustehen, wenn ein Fall sie zu Boden gebracht.

Er folgte nach einer Weile Mutter und Kind und fand den kleinen Verletzten hinter einer Spende-Süßigkeit, die die Schramme auf dem Näschen vergessen machen sollte.

„Frauentheorie!" murmelte er. „Tinchen, was soll das werden," grollte er Frau Willich an, „wer soll ihm all den Honig reichen, für die vielen Schrammen, die er im Leben bekommt, wo ist immer da gleich so ein Schüsselchen bei der Hand, wenn Bruno hinfällt?"

„Ach, laß doch Deine Theorie, eben kann er für die Schramme das Pflaster haben —" wehrte Tinchen und wischte Bruno die Honigrestchen von seinem Munde.

„Weiberlogik! Du weißt, daß die Kinder nach meiner Theorie erzogen werden sollten!" grollte Willich. „Max und Bruno will ich als große Männer sehen, unter Deiner Rute kommt kein Staatsrat heraus. Bruno, gieb die Schüssel her!"

Bruno legte, statt zu gehorchen, beide Fäustchen in den Napf und brüllte den eitlen Vater an.

„Siehst Du, das ist Deine Erziehung, Tinchen; einen Rebellen machst Du aus ihm, giebt das einen höheren Staatsdiener?"

Tinchen lächelte, streichelte dem „Rebellen" die dunkelbraunen Locken, trocknete die niederkollernden Thränen von den rosigen Wangen und nahm ihm sachte das Schüsselchen hinweg. „Wenn ich nur allein die Rute hielte —" meinte Willich.

„Dann schlügest Du sicher einen Minister aus einem jeden von den Buben —" lachte Mama Willich belustigt.

„Aus Max sicher!" warf er zornentbrannt zurück.

„Doch über den Streit schlägt es zwei und die Kinder tummeln sich noch draußen und denken an keine Schule."

Papa Willich ließ den Hohn unbeantwortet und rief nun die Säumigen zur Eile an.

Grete war die Erste, die die stürmische Vaterstimme hörte, und rief Max zu, daß er kommen möge.

Eine feine Sorte. (Mit Text.)

„Ach, laß mir meine Ruhe, Grete!" gähnte der zukünftige Minister und reckte seine Beine im Grase — „die dumme Schule —"

„Ja, wenn Du nur immer hier so im Grase liegen dürftest und die Birnen fielen Dir in den Mund hinein —" sprach Grete. „Ach Max, Du bist gräßlich faul und dumm; eben kommt Papa, er wird Dir schon aufstehen helfen. Soll ich ihm einmal sagen, was Herr Werner, unser Nachbar, von Dir zu seiner Frau geredet, soll ich sagen, was ich belauscht?"

„Meinetwegen, liebes Schwesterchen. Wie meint Herr Werner doch — ich solle Schmied werden, die Arme hätte ich dazu." Er lachte toll auf, ob dieser Entehrung. „Das wäre ja herrlich, Grete, brauchte dann nichts zu lernen als drein zu schlagen — geh', sag's dem Papa!" Jede Silbe war in scharfer Klarheit zu Herrn Willichs Ohr gelangt, er hielt bestürzt mitten im Wege. Dann that er einen Faustschlag in die Luft, als wolle er sie zerschmettern für die Worte, die sie ihm entgegen getragen.

Max hob seinen Kopf aus dem Grase und zeigte sein lustiges Angesicht dem bestürzten Vater.

„Machst Du, daß Du zur Schule kommst!" schrie dieser ihn heiser an. „Ueber Deine Empfindungslosigkeit in Ehrensachen reden wir noch —"

Max sprang auf, lief in das Haus, riß die Mütze vom Nagel, nahm ärgerlich die Bücher unter den Arm und eilte davon. Er wußte, Papa war in der drohenden Haltung, die er soeben geschaut, oft ganz unberechenbar.

Gretchen that desgleichen; sie ahnte, daß sie etwas angerichtet. Scheu blickte sie dem Vater nach, der schweren Schrittes ins Haus trat, den ersten Stuhl ergriff und sich stöhnend darauf niederließ.

In der That, Willich bebte ob des Schimpfes, den ihm Nachbar Werner angethan.

„Moritz, was ist geschehen?" rief Tinchen ihn an. „Dein Gesicht ist ja weiß wie Kalk."

Er nickte nur. „Frau!" schrie er dann auf. „Mit dem Nachbar ist's am Ende — hörst Du, Schmied, sagte er, solle Max werden — Schmied, — o der elende Mensch! Grete hat's deutlich gehört!"

Frau Willich weinte leise in ihre Schürze. „Ach, Moritz, nur keine Feindschaft mit Werners! Wir gehören zusammen, so eng wie unsere Häuser zusammen stehen —" schluchzte sie, ihren Mann ängstlich anblickend. „Unsere Eltern, Werners Eltern und die meinigen hielten ein ganzes Menschenalter hindurch ungetrübte treue Freundschaft — wir wissen kaum, wo die Grenze zwischen dem ihnen und uns gehörenden Boden ist —"

Willich trommelte einen Sturmmarsch auf der Fensterscheibe und zischte nach einer Weile: „Die Grenze wird sich schon finden lassen, verlasse Dich darauf. Sieh, der Apfelbaum, unter dem der Elende eben seine Pfeife schmaucht, gehört herüber, und der Brunnen ebenfalls, der ihm seither Wasser gegeben —"

„Moritz, wir teilten uns brüderlich, laß es —"

„Ja, wir teilten mit dem Heimtückischen!" lachte Willich höhnend auf — „der Hinterlistige!"

Tinchen sprang nun auf. „Hinterlistig bei Gott nicht. Werner hat mir's offen in das Gesicht gesagt, Max habe keinen Kopf zum Studieren, er sei der Schwächste in seiner Klasse —"

„Keinen Kopf! Ich zeige ihm, daß Max einen Kopf hat und sein Vater noch zwei Köpfe dazu — er studiert und damit basta!"

Frau Willich schwieg und koste Bruno, der mit erschrockenen Augen nach Papa schaute, der im Sturmschritt die Stube maß und drohende Blicke nach dem Nachbarhaus hinüberwarf.

Unterdessen kamen die Kinder wieder aus der Schule. — Max kam kleinlaut, den Kopf vorgeneigt, die Wangen heiß gerötet.

Papa Willich faßte ihn ins Auge. „Sagte ich es nicht, der Junge wird krank in dem Anzug!" rief er seiner Frau zu. „Wir sind noch im September und der steckt schon in der Wolle, während die anderen Gymnasiasten noch in Zwillichkleidern laufen — jetzt betrachte Dir einmal den glühendheißen Kopf, Tinchen."

„Ach, Papa, der warme Rock macht's nicht, aber die Schule mit ihren dummen Censuren; was das heute für ein albernes Zeugnis ist —" sprach Max entrüstet.

„Macht nichts!" schrie Willich mit einem wütenden Blick nach

dem Nachbarhaus. „Allen großen Männern ging es gerade so in der Schule —“

Tinchen Willich ächzte und faltete die Hände im Schoß. „Muß er denn oben stehen?“ murmelte sie. „Bist Du denn oben? Hast

Grete kam aus dem Winkel, in dem sie kauernd dem Hergang gelauscht, stellte sich vor den Wütenden und schränkte die kleinen Arme. „Papa, ich auch? Was soll ich werden?“

Willich blickte bestürzt sein unerschrockenes Töchterchen an und



Der Luitpold-Monumentalbrunnen in Ludwigshafen. Errichtet von Architekt Brunner. (Mit Text.)

Du studiert? Und sind wir nicht doch achtbare Leute und haben unser gutes Auskommen und bist nur Aktuar. Was soll Max höher steigen —?“

„Er muß hinauf, ich will sie alle oben sehen!“ brüllte Willich.

suchte mit aufgeschlagenen Augen nach einer passenden Lebensstellung. — Doch ehe er noch solche fand, sagte Grete:

„Papa, könnte ich nicht Prinzessin werden?“

Willichs Zorn verflog jäh vor dem reizenden Gesichtchen, das

sich so ernst fragend ihm zuwandte. „Prinzessin? Ja — Na, na, wenn sich ein Prinz fände —“

Gretchens Augen flogen hinüber zum Nachbarhaus. „Könnte Berthold Werner nicht mein Prinz werden? Neulich spielten wir Prinz und Prinzessin, das gefiel mir sehr gut, als mich Berthold auf sein Schloß führte — und sieht er nicht gerade wie ein Prinz aus?“

Willich packte mit zwei Händen sein träumendes Töchterchen und rief: „Mit Nachbars ist's aus, hörst Du, Kleine, das Spiel hat ein Ende!“

„Ach, dann will ich auch keine Prinzessin werden, wenn Berthold der Prinz nicht sein darf —“ murmelte Gretchen aus den Perlenzähnen und preßte das Schürzchen vor die Augen.

Im Nachbargarten spazierte fraglicher Prinz, ein vierzehnjähriger Junge, mit weichem, lichtem Lockengeringel auf einer hochgewölbten Stirne; er suchte mit seinen tiefdunklen Augen Grete, seine Prinzessin.

Statt ihrer erschien Papa Willich am Fenster, riß dasselbe auf und warf es so schmetternd wieder in das Schloß, daß eine Scheibe klirrend zu Boden flog.

Berthold Werner eilte bestürzt zurück und verkündete im Hause den Feindesgruß des Nachbars.

Herr Werner erschien, Frau Werner, ein holdes Töchterchen auf dem Arme, sie schauten sich das Zeichen, das erste Geschoß vom Feindesboden aus, betroffen an.

Sie gingen, aber die Feindschaft zwischen beiden Häusern blieb.

* * *

Zehn Jahre flossen hin; doch das Feuer, das Gretchens kleine Hand angezündet, prasselte hoch auf und lustig weiter.

Allerdings das „Lustige“ war nur auf der Seite der Herren Advokaten, die das ergiebigste Terrain zur Entfaltung ihrer Thätigkeit fanden. Bald stritt man sich um eine Hecke, ein Bäumchen, ein Häufchen Erde, das gerade genug war, um ein paar Knollen Suppengrün zu pflanzen; Willich war geradezu unermüdlich im Aufsuchen von Gegenständen, um die sich vielleicht raufen ließ.

Max hatte fast jede Klasse zweimal durchgekämpft und war nun soeben glücklich bei Corpsband und Cerevis gelandet.

Willich vergaß ob dieses erfreulichen Ereignisses sogar eine Zeitlang, dem feindlichen Feuer Nahrung zu geben, als er seinen Aeltesten in dem lang ersehnten Schmuck vor sich hatte. Wieviel Thaler an dieser Errungenschaft hingen, vergaß er darüber ganz.

Tinchens Seufzer schlug er mit den Worten nieder, daß die Pflanzen, die am spätesten gedeihen, die dauerhaft besten sind.

Doch noch zur Stunde wies Frau Willich jede Theorie von sich, die aus ihres Gatten Kopfe ihren Ursprung nahm.

Grete war in das Alter gekommen, in dem man gern Frau sein möchte, sie hatte jedoch noch keinen Prinzen gefunden, der sie zur Prinzessin machen wollte.

Der Prinz, den sie sich erwählt, hatte in einer fernen Provinz die Hochschule besucht, dieselbe absolviert und weilte seit einem Jahr in einer kleinen Kreisstadt beim dortigen Amtsgericht. Er war Gretchens Augen entrückt worden, doch sie dachte oft an des Feindes Sohn und ihren Prinzen.

Eines Tages eilte sie im Abendgrau dem Vaterhause zu.

Ein hochgewachsener junger Mann kam von einer Seitengasse langsam heran ihr entgegen, er stutzte, blickte das rasch dahineilende Mädchen an und grüßte.

Grete sah auf, dankte und merkte, daß der Mann, der hinter ihr gieng, denselben Schrittgang hielt mit dem ihren.

Gleichzeitiger Stillstand. Sie klinkte das Thor auf und bei dieser Bewegung sah sie, wie der Gefolgte gleichzeitig dasselbe that. Ihr Herz klopfte hörbar; nun erst wußte sie, daß Berthold Werner wieder im Lande war. Er blickte noch einmal zu ihr herüber, lüftete seinen Hut und verschwand im Feindesgebiet.

„Der junge Herr Werner ist da,“ sprach sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit zu Max, der in seiner ganzen Länge auf dem Sopha lag und faul die Decke anblinzelte.

„Ich weiß, Grete; er soll riesig gescheit sein, und was noch mehr, die hiesigen Damen sollen schon beim ersten Schauen alle in Flammen gestanden haben; hast Du denn nichts davon gewußt?“

„Ich lag doch erkältet zu Bette und machte heute meinen ersten Ausgang,“ sprach Grete verdrießlich.

„Deine Freundin, die schöne Hertha, hätte Dir's erzählen können, sie traf ihn in einer Gesellschaft, man spricht, sie habe ihn mit ihren Zauberblicken schon gefangen.“

Grete hatte sich einen Apfel aus der Fruchtschale genommen und war bei dem Schälen desselben so unvorsichtig gewesen, sich in den Finger zu schneiden.

„O weh!“ stöhnte sie. Und nach einer Weile, die sie mit Betrachtung der kleinen Wunde ausfüllte, sprach sie: „Max, findest Du nicht, daß die Feindschaft zwischen Werners und uns ungebührlich lange anhält?“

Max gähnte. „Papa stürbe ja aus Langeweile ohne seinen Haß zum Nachbarhaus. Gelt, Du denkst an die Thaler, die den Advokaten täglich zufließen und unser Anteil schmälern. Aber sei ruhig, ich werde ja Jurist und dann wird das Prozessieren kostenfrei.“

„Bis Du so weit bist, rollt noch mancher Thaler in die Tasche der andern!“ spottete Grete.

In diesem Augenblick trat Willich in das Zimmer, sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf seinem dekorierten Aeltesten.

Frau Willich folgte. „Hab' ich's nicht gesagt, aus dem wird was!“ Und ein kräftiger Handschlag fiel auf Tinchens Schulter.

Frau Willich war korpulent geworden und phlegmatisch, sie verzog nur ein wenig ironisch den Mund, der sich die Rede sparte: aber einen Sack voll Thaler für den bunten Lappen auf einem Kopf, der seine Dummheit drunter unverkürzt weiter trägt.

„Ich muß wieder zu meinem Anwalt,“ begann Willich, nachdem er seinen Studenten genug bewundert hatte und dann eine Weile sein Feindeshaus anstarrte.

„Hast Du wieder einen Haken gefunden, der sich im Feindesboden einsetzen läßt,“ frug Grete mit erkünsteltem fröhlichen Auflachen.

Willichs Blut wallte rebellisch auf. Was hatte Grete so ein eigentümlich gefärbtes Lachen, solch beißenden Spott in der Frage.

„Ja, den Haken habe ich, kannst ihn gleich sehen!“ grimmte er. „Der junge, gelehrte Herr Werner steht schon fünfzehn Minuten vor dem Zaun und starrt darauf hin, als hätte er in seinem ganzen Leben einen solchen Zaun noch nicht gesehen. Er mag ihn sich nur recht betrachten, denn lange sieht er ihn doch nicht mehr. Es kommt eine Mauer an die Stelle, so hoch, daß sie über den zweiten Stock ragt.“

„Du stürbest ja aus Langeweile dahinter,“ lachte der Student.

„So hoch darfst Du ja gar keine Mauer aufrichten lassen,“ sagte Bruno, der soeben auch in das Zimmer getreten war und das neue Streitobjekt mit bedachte.

Bruno war nun vierzehn Jahre alt, ein schöner, kräftiger Junge, mit frischen, intelligenten Gesichtszügen und klaren Augen.

„Warum nicht?“ rief Willich. „Drei Stockwerke hoch, wenn ich es haben will. Max, Du mußt als angehender Jurist das doch wissen.“

Max betrachtete seine Nägel und lächelte, daß Papa schon einen solchen Anfang von Kenntnissen in ihm suchte.

„Fang' einmal an zu bauen, wie hoch sie wird, wird sich schon herausstellen,“ meinte er.

„Natürlich fange ich an zu bauen, bis an den Giebel reicht sie hinauf, verlaßt euch darauf.“

„Baue sie doch bis zum Himmel hinein!“ rief Frau Willich, „dann bist Du sicher, mit Deinem Todfeind droben nicht zusammen zu kommen.“

„Wenn's ginge,“ grimmte Willich und trommelte lauter auf den blanken Fensterscheiben, die so hell und klar ins Nachbarhaus blickten, als ginge sie der ganze Haß gar nichts an.

Grete war zu der Mutter getreten und streichelte ihr die vollen roten Wangen; sie blickte sie verständnisinnig an. Die klaren braunen Augen Tinchens Willich sprachen deutlich: Der Mann wird noch zum Tollhäusler mit seinem Haß zum Nachbarhaus.

Unterdessen trug man den Kaffee auf und der geplante Neubau beschäftigte im stillen jedes Gemüt.

Grete schien am gedankenvollsten, sie fand am ersten wieder die Sprache und sagte kühn: „Ach Papa, wenn ja nur der untere Stock gedeckt ist, — die Stuben im zweiten Stockwerk, die nach Werners zeigen, bewohnen ja nur Bruno und ich, nur unsere Fenster haben Ausblick nach dem feindlichen Terrain.“

Sie lächelte dabei und trank auf einen Zug ihre Tasse leer, um ihre spöttischen Lippen zu verbergen.

„Ich sage Dir, sie reicht bis an den Giebel. Sind die Kinder deshalb vorhanden, damit sie ihren Vätern Lehren erteilen? Tinchen, findest Du das nicht auch unerhört?“

Mama Willich ignorierte die Frage und strich Bruno, dem Tertianer, Butter und Honig auf das Brot.

„Ha, leg ihm doch auch noch ein Stück Schinken oben auf, den ißt er auch gern. Wie soll es ihm denn gehen, wenn er gewöhnt wird, sein Brot zweimal bestrichen zu sehen?“

„Ach Papa, wenn es einmal ungestrichen kommt, beiße ich auch hinein,“ antwortete Bruno an Mamas Statt.

Papa Willich schien gerührt von der geduldigen Auffassung jedwelchen Lebensspieles, er betrachtete seinen Jüngsten, und der Streit um die Mauer und um das zwiefach gestrichene Brot trat in den Hintergrund.

„Nun wie — das Zeugnis fällt doch gut aus?“ frug er Bruno.

„Ich denke ja, und sollte es schlecht ausfallen, plagen wir uns nicht lange mit der Sprache unserer Urväter herum. Wir satteln dann einfach um und lernen ein Handwerk; meinetwegen Schmied, starke Arme haben wir ja!“ Und zur Bekräftigung riß er seinen Rockärmel herauf und zeigte seine nervige Rechte.

Was hatte der Junge nur ahnungslos heraufbeschworen. Einmal war das Wort „Schmied“ im Hause genannt worden. Der

kleine Bruno hatte damals verständnislos dem stürmischen Hergang gelauscht — er wußte zur Stunde nicht einmal, weshalb man den Nachbar haßte. Er konnte darum die Totenstille nicht begreifen, die auf seine entschlossene Sprache folgte und hielt sie für eine Bekräftigung seines mutigen Entschlusses. „Gelt Papa, Schmied werde ich!“ wiederholte er nochmals seinen Entschluß.

Da erhob sich Willich in seiner vollen Höhe.

„Tinchen, das ist Dein Sohn! Fort, Bengel, mir aus den Augen, lasse dich heute nicht mehr blicken!“

Bruno stand bestürzt vor dieser Beschimpfung, stieß die Tasse von sich, riß die blaue Mütze vom Haken und stürzte zur Thüre hinaus.

„Hörst Du, Tinchen, Schmied wird Dein Sohn!“ lachte Willich schrill auf.

Frau Willich gab gar keine Antwort. Max schrie aber laut lachend: „Das wird herrlich! Wenn ich mir einmal eine Equipage anschaffe, muß Bruno diese kostenlos unterhalten, man hat dann doch etwas von seinen Geschwistern!“

Tinchen Willich eilte zur Thüre hinaus. Auf der Flur fand sie ihren „Schmied“, der den Kopf an die Wand gelegt hatte und laut schluchzte.

Sie wischte ihm mit ihrer blauen Schürze die Thränen ab und koste ihm das Weh hinweg.

„Sei ruhig, Bruno, ich wünschte, Max stände am Schmiedefeuer, statt so —“ und nun flog auch der Schurzzipfel vor ihre Augen. Da kam Willich dröhnenden Schrittes zur Thüre heraus.

„So ist's recht, heult zusammen!“ stimmte er den Leidtragenden zu und eilte stürmisch zum Hause hinaus.

Frau Willich dirigierte ihren weinenden „Schmied“ wieder in die Stube, goß ihm frischen Kaffee in sein Täßchen und wie einst fand sie in einem Eckschränkchen eine süße Spende, um auch diese Schramme vergessen zu machen. Es gelang ihr bald. Eine wohlthuende Ruhe folgte.

Grete hatte eine Handarbeit genommen und saß damit hinter den Gardinen in einer Fensternische, zuweilen einen flüchtigen Blick in Feindesgebiet sendend.

Max war ihrem Beispiel gefolgt. Er besetzte das zweite Fenster, betrachtete den Zaun, der das nächste Streitobjekt bieten sollte. Plötzlich in die angenehme Ruhe schrie er hinein: „Grete, da ist er ja — potz Blitz, er spielt mit Schwesterchen Therese Ball, wie idyllisch!“

(Schluß folgt.)

Die Maske

„Bunte gold'ne Faschingstage,
Lusterfüllte, sel'ge Zeit,
Endest alle Müh' und Plage,
Machst die Herzen froh und weit!“

Der Karneval ist vorüber. Noch weilen die Gedanken der nach Scherz und Lust wieder Ernüchterten bei dem fröhlichen Tumult und bunten Treiben des Faschings, wo die ausgelassene Phantasie ihr närrisches Spiel trieb, und mit Sättigung und Festesmüdigkeit ist die Zeit der ruhigen Rückschau, die Zeit vernünftigen Nachdenkens über das Erlebte gekommen. So scheint denn auch der richtige Augenblick gekommen zu sein, um sich über den Ursprung der Masken und die damit verbundenen Feste etwas genauer zu informieren.

Die Maske, mittellateinisch masca, spanisch mascara, von dem arabischen mas-chara, das heißt Possenreißer, läßt sich ihrem Entstehen und Gebrauche nach auf das früheste Altertum zurückführen, und zwar auf die Ernte- und Weinlesefeste der alten Hellenen, bei denen bäuerische Possenreißer auftraten, die ihr Gesicht mit Weinhefen übermalt und so entstellt hatten. So wie es aber bei den Einweihungen in die Orgien des Gottes Dionysos drei Grade gab, den der Satyrn, Silenen und des bärtigen Dionysos selbst, so kamen auch sehr bald besondere, diese verschiedenen Grade charakterisierende Masken auf. Infolge dieser religiösen Bedeutsamkeit wurden sie dann auch bald bei allen anderen geheimen Einweihungen, Festen und Prozessionen gebraucht, und können wir noch heute eine große Anzahl der mannigfaltigsten Abbildungen von Masken auf alten Edelsteinen und Siegelringen vorfinden. Natürlich war es nun, daß die alten Hellenen bei ihrem hohen Sinne für vollendete Schönheit auch die Bildung der Masken allmählich vervollkommneten und veredelten, und so entstanden aus jenen ursprünglich ungestalteten und verzerrten Zügen gefälligere Silen- und Satyrmasken und andere anmutige und scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die „Groteske“ und „Arabeske“ veranlaßten. Wie der Ursprung der griechischen Tragödie, als deren Erfinder man Thespis annimmt, im engsten Zusammenhange mit den Dionysosfesten stand, so bildeten auch gleich zu Anfang in der ersteren die Masken einen wesentlichen Bestandteil. Bekanntlich erschienen die griechischen Schauspieler nur in Masken auf der Bühne. In den großen antiken Theatern, wo der natürliche Mensch infolge der riesigen Räumlichkeiten dem Auge sonst fast entschwunden wäre, war dies Hilfsmittel zur Erhöhung des Effektes durchaus erforderlich, denn der Ausdruck der Physiognomie wäre für die Mehrzahl der Zuschauer sonst ganz verloren gewesen. Durch die Maske wurde ein schärferer Ausdruck möglich. Die Alten hatten tragische und komische Masken, und in den satyrischen Stücken gaben sie der Maske das getreue Gesicht der Persönlichkeit, welche der Dichter zum Gegenstand des Spottes machen wollte. — Der Schauspieler, welcher in der Komödie des Aristophanes: „Die Wolken“, worin der Dichter die Sophistik jener Zeit geißelt, den Sokrates darstellte, trug eine Maske, welche vollkommen dem Gesichte des großen Philosophen glich. Der Gebrauch der Masken beschränkte sich bei den Alten auf die Bühne. Im alltäglichen Leben fand sie keine Anwendung, obschon man von der römischen Kaiserin Poppäa Sabina behauptet, daß sie Masken zur Erhaltung ihres Teints getragen habe.

Im Mittelalter war in Deutschland der Gebrauch der Maske sehr verbreitet. Der Mummenschanz war in der Zeit vom heiligen Dreikönigsfeste bis zum Aschermittwoch ein Volksvergnügen, wie es heute noch unser Karneval ist. Das originale deutsche Wort für Maske ist: Schönbart. In Nürnberg war das Schönbartlaufen eine der beliebtesten Volksbelustigungen.

In Frankreich war unter dem ritterlichen Könige Franz I. der Gebrauch der Maske bei allen Damen in täglicher Uebung. Auf der Promenade, bei Visiten, ja sogar in der Kirche legten sie ihren „loup“ nicht ab, das heißt: jene Halbmaske von schwarzem Samt, deren Gebrauch jedenfalls aus Italien herübergekommen ist Später wurden die Masken durch die sog. „mouches“ oder Schönpflästerchen ersetzt. — Im alten Venedig, der herrlichen Lagunenstadt, wurde die Maske geradezu ein Kleidungsstück; sie verschaffte dort ihren Trägern den Vorteil der freien Bewegung.

Aus dem Maskengebrauch entwickelte sich die Maskerade, unter welcher man eine Versammlung von maskierten Personen versteht, die zusammenkommt, um Tänze, Possen, Scenen u. s. w. aufzuführen. Diese Maskeraden waren ganz besonders ein beliebtes Vergnügen der Höfe. In Shakespeares „Heinrich der Achte“ erscheint dieser bei einem Ballfeste des Kardinals Wolsey als Schäfer verkleidet.

Wie die Masken von einer dichterischen Kunstübung ausgingen, so liefen die Maskeraden wieder ebenfalls darauf aus; aus ihm entstand die moderne Oper. Anfänglich verband man mit den Maskeraden mythologische Darstellungen und Tänze, dann traten Personen auf, welche sprachen und sangen; es wurden die Chöre eingeführt, kurz, die ganze Oper ist in diesen Anfängen deutlich zu erkennen.

Von Frankreich aus, wo die Karnevalsscherze unter Philipp von Orleans bei der Oper in Paris blühten, haben sich die Maskenbälle über die ganze Erde verbreitet. Ihr fröhliches Treiben beginnt mit dem Ende der zwölf heiligen Nächte und verstummt vor der ersten Mahnung des Aschermittwochs. Am großartigsten sind die Maskeraden noch immer in Spanien und Italien, von wo her auch die typischen Figuren stammen, welche noch heute alle Faschingsbälle der civilisierten Welt bevölkern, die Columbinen, der Harlekin, der Domino 2c.

Es ist doch ein eigenartiger Zauber, der Zauber der Maske! Wie kommt es wohl, fragt sich der Einsichtige, der den Gang der Zeiten nach ihrem inneren Treiben beobachtet, wie kommt es wohl, daß sich der Gebrauch der Masken, die doch nur eine Aeußerlichkeit sind, durch so viele Jahrhunderte erhalten konnte?

Die Antwort hierauf ist das Bestreben der Mehrzahl der Menschen, für etwas anderes gehalten zu werden, als sie in der That sind!

Hermann Quadt.



Eugen Ruffy, der neue schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1898, ist im Kanton Waadt 1854 geboren und besuchte in den siebziger Jahren die Rechtsschule in Lausanne und später deutsche Universitäten. Dann widmete er sich in seiner Heimat der Advokatur, wendete sich jedoch schon Anfang der achtziger Jahre der Politik zu. Er hatte ein gutes politisches Vorbild an seinem Vater, der es zum Bundesrat brachte und — wie jetzt sein Sohn — zum Präsidenten der Eidgenossenschaft gewählt wurde, aber vor Antritt der Präsidentschaft starb. Eugen Ruffy wurde 1882 Mitglied des Großen Rates und des Nationalrats, und beiden präsidierte er. Vor vier Jahren wählte ihn die Bundesversammlung zum erstenmal zum Bundesrate. Ruffy genießt die Achtung aller anderen Parteien. Er hat sich in Unterrichtsfragen hervorgethan, die Einführung der Unentgeltlichkeit der Lehrmittel in den Primärschulen betrieben und die Akademie in Lausanne zu einer Hochschule mit Universitätsrang ausgestattet. Im Bundesrate stand Ruffy zuerst der Justizabteilung, dann der des Innern vor. — Unter Ruffy's Verdiensten wird der Bau neuer Alpenstraßen, die Vollendung des Rheindurchstichs, verschiedene Anregungen auf dem Gebiete der Schulstatistik und der Volkszählung hervorgehoben. Auch als kunstverständig wird der neue Präsident gerühmt.

Eine feine Sorte. Als ein ganz schüchterner Junge war der Franz, wie er vom gesamten Personal des Hotels zum Bären genannt wird — obwohl sein Taufname Karl ist — vom Lande in die Stadt gekommen, um in genanntem Hotel allerlei Dienste zu verrichten, wie sie eben einem Dienstboten zukommen. Da er aber zu allen Arbeiten anstellig ist, wird er auch schon in den Wirtschaftsräumen zum Abräumen verwendet und ihm diese Arbeit zeitweilig allein übertragen, doch bewahrheitet sich, wie unser Bild zeigt, auch bei ihm das Sprichwort: „Gelegenheit macht Diebe!“ denn nachdem er der Versuchung lange widerstanden, kann er heute doch nicht umhin, die auf dem Tische liegenden Ueberreste der feinen Zigarren einer Probe zu unterziehen und ist er im Genusse dieser feinen Sorte so versunken, daß er seinen eigentlichen Zweck ganz aus dem Auge läßt, bis er durch den Eintritt eines Kellners oder gar des Chefs in seinen verbotenen Genüssen gestört und auf den Weg der Pflicht verwiesen wird.

Der Luitpold-Monumentalbrunnen in Ludwigshafen. Stattlich ist die Zahl ehrwürdiger Städte am Rhein, die sich römischen Ursprungs rühmen können, doch noch die letzten Jahrhunderte sahen an dieser uralten Verkehrsader rasch aufblühende Gemeinwesen entstehen, die heute als Stapelplätze von Bedeutung in kühner Weise den Wettkampf mit den altangesehenen Metropolen aufgenommen haben. Zu diesen modernen Schöpfungen gehört auch Ludwigshafen, vormals als „Rheinschanze“ stark befestigter Brückenkopf Mannheims, der, 1843 als Ort angelegt, vom König Ludwig I. den Namen entlieh, 1847 die Eröffnung der ersten Linie der Pfälzischen Eisenbahnen erlebte, 1859 Stadtrecht erhielt und unter dem Prinz-Regenten Luitpold den neuen „Luitpoldhafen“ entstehen sah zu weiterer Förderung der Rheinschifffahrt der Stadt, die bis nach Holland über direkte Verbindungen verfügt

Was Ludwigshafen ist, hat es seiner günstigen Lage am Rhein und inmitten eines dichten Eisenbahnnetzes, nicht minder aber der Vorsorge der bayrischen Staatsregierung und dem Wohlwollen des Hauses Wittelsbach zu danken. Deshalb nahm die Verwaltung der pfälzischen Eisenbahnen gelegentlich ihres 50jährigen Betriebsjubiläums Veranlassung, zur dankbaren Ehrung des Gründers und des heutigen Förderers der Stadt einen Monumentalbrunnen zu errichten, dessen Entwurf und Ausführung dem Architekten der Bahngesellschaft Brunner in Ludwigshafen übertragen wurde. Nachdem das fast vollendete Werk 1896 auf der Nürnberger Landesausstellung großen Beifall errungen hatte, gelangte es in diesem Jahre auf dem Ludwigsplatz vor dem Direktionsgebäude der Pfälzischen Bahnen zur Aufstellung, wurde der Stadt zum hochherzigen Geschenk gemacht und am 6. September in Gegenwart des Prinz-Regenten feierlich enthüllt. Architekt Brunner war gehalten, das Material den Buntsandsteinbrüchen der Bahnen bei Königsbach, Weidenthal, Kaiserslautern und Hochstätten zu entnehmen. Die Verschiedenartigkeit des Baumaterials in Farbe und Korn, sowie die geplante Höhe von 25 Meter veranlaßten den Künstler, für das Monument den Stil der deutschen Renaissance zu wählen, der reiche Gliederung und ornamentalen Schmuck zuließ. Auf mehrstufigem Sockel ruht die unterste Brunnenschale, auf deren vier vorspringenden Nasen nur mit dem Kopf aufliegende Delphine Wasserstrahlen hoch in die Luft entsenden. Darüber erhebt sich der eigentliche Brunnen, dessen vier Seiten kleinere Brunnenschalen flankieren. Von Delphinen getragene Vasen, deren Stirnseiten durch wasserspeiende Masken geziert sind, füllen die Muschelnischen der vier Seiten des säulengestützten Brunnenaufbaus. Die Südseite des durch teils dreieckigen, teils halbkreisförmigen Simsabschluß gekennzeichneten Mittelbaus ziert in von der Königskrone überragter Sandsteinkartouche das von Prof. Rümann in München entworfene Bronzerelief des Prinz-Regenten Luitpold, die Nordseite das vom Bildhauer Maier in Geislingen modellierte Bildnis König Ludwigs I. Die Ostseite schmückt das Doppelwappen des Königreichs und des Regierungsbezirks mit der Inschrift: „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's", die Westseite das Stadtwappen mit der Widmung: „In dankbarer Erinnerung an die Gründung Ludwigshafens durch König Ludwig I. und die Erbauung des Luitpoldhafens unter Prinz-Regent Luitpold, errichtet von der Stadtgemeinde Ludwigshafen am Rhein im Jahre 1897." Ueber dem dreieckigen Simsabschluß der Südseite erinnert das Schiff an den blühenden Stromverkehr der Stadt. Andere auf das Verkehrswesen bezügliche Embleme weist der reichgegliederte, an seinem Fuß eingezogene Obelisk auf.

Vexierbild.



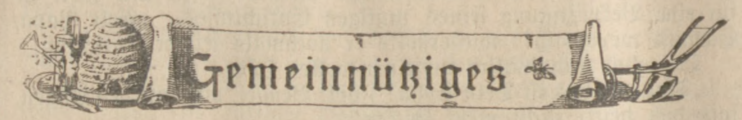


Herausgegeben. Professor (dem ein junger Student einen Zettel mit der Aufschrift „Affe" in den Hut gesteckt hatte): „Meine Herren! Als ich gestern das Auditorium verließ, erwies mir einer von Ihnen die hohe Ehre, seine Karte bei mir abzugeben."

König Friedrichs II. Kürze im Dekretieren ist bekannt. Nachstehende eigenhändige Verfügung des Königs, welche bei Aufräumung der Registratur einer Staatsbehörde gefunden wurde, mag als Beleg dazu dienen. Das in Rede stehende Dokument hatte in folgendem seine Veranlassung: ein Herr Clamer von dem Busch, welcher als Canonicus von dem Domstifte zu Magdeburg eine ansehnliche Präbende bezog, diese aber gern in Potsdam zu verzehren wünschte, hatte bei dem Könige um Dispensation von der Residenz angehalten. Das diesfällige Bittschreiben, datiert vom 28. März 1744 war dem Monarchen von dem vortragenden Rate mit einer kurzen Angabe des Status causae vorgelegt worden. Dicht unter dieser befindet sich nun die Resolution Friedrichs, die wir buchstäblich und mit der Orthographie des Originals hier wieder geben: „Mein Busch Sol kein Beneficum ad Latere haben; entweder er soll dort residieren oder resignieren. Friedrich." St.

Naiv. Mann: „Die Trinkeier scheinen nicht frisch zu sein!" — Frau: „Aber ich habe sie doch vor fünf Minuten erst aus dem Laden holen lassen!"

Wieniawski und der Hund. Kaiser Alexander II. von Rußland hatte einst einen gewaltigen Neufundländer — ein prächtiges Tier — das dadurch bekannt wurde, daß es mit dem Violinvirtuosen Wieniawski ein Rencontre hatte. Wieniawski spielte vor dem Zar, und sein Spiel, so herrlich es war, schien dem Hunde nicht zu behagen, denn er verließ den gewohnten Platz zu den Füßen seines Herrn und schritt langsam auf den Virtuosen zu. Hier angelangt, richtete er sich plötzlich auf und legte seine breiten Tatzen auf des Künstlers Schenkel. Trotzdem fuhr dieser, nach Kräften seinen Gleichmut bewahrend, in dem Konzerte fort. Allein der Neufundländer beruhigte sich noch immer nicht. Weiter und weiter rückte er mit seinen Pfoten hinauf und seine riesige Schnauze folgte jeder Armbewegung des Geigers. Endlich hatte der Kaiser, der bis dahin schmunzelnd dem Vorgange gefolgt war, Mitleid mit dem Künstler und fragte: „Wieniawski, geniert Dich der Hund?" — „Majestät," murmelte der Künstler erschöpft, „ich fürchte, ich geniere ihn." Alexander lachte laut auf und rief das Tier zu sich, worauf der Geiger erleichtert sein Konzert fortsetzen und beendigen konnte. St.



Eichenrinde ist ein vorzügliches Mittel bei Verstauchungen, Verrenkungen der Gliedmaßen, sowie bei Verknöchelung des Pferdes. Ein Absud dieser Rinde wird, indem man einen Lappen um das Gelenk gelegt hat, warm auf die leidende Stelle gegossen. Dies muß alle zwei Stunden erneuert werden. Ebenso ist die trockene Rinde, pulverisiert, ein treffliches Mittel auf fast unheilbar nässende und ätzende Geschwüre gestreut. Da die Eichenrinde zusammenziehende, fäulnißwidrige Eigenschaft besitzt, so ist dieselbe auch ein gutes Mittel bei Beginn der Strahlfäule und Hufkrebs der Pferde.

Gegen Frostschäden giebt es ein einfaches Mittel, das Petroleum. Man bestreicht die Frostschäden mit demselben und wärmt in der nötigen Entfernung vom Feuer die Stellen. Wenn man diese Arbeit zwei bis drei Tage ausführt, so verschwindet das lästige Jucken ebenso wie die Anschwellungen der betreffenden Glieder.

Die Frucht im Gemüsegarten. Im Gemüsegarten gilt als Regel: „den ganzen Sommer hindurch soll kein Beet leer bleiben," d. h. jedes Beet soll sofort nach dem Abräumen wieder bepflanzt werden. Jedes Fleckchen Erde muß jahraus, jahrein seine Ernte liefern und dies ist neben gut durchgeführter Düngung nur durch verständigen Fruchtwechsel zu erreichen. Zur Erreichung dieses Zweckes teilen wir unseren Gemüsegarten in vier Abteilungen ein: I. Abteilung mit starker Düngung. Solche verlangen sämtliche Kohlarten (Wirsing, Blattkohl, Blumenkohl 2c.), Salate, Gurken (alten Dünger), Tomaten, Rettige. — II. Abteilung mit vorjähriger oder Herbstdüngung. Solche verlangen Möhren, Carotten, Sellerie (Jauche), Schwarzwurzeln, Bohnen, Spinat, Zwiebeln und Porre. — III. Abteilung mit fast ohne Dünger. Hier gedeihen Erbsen, in nahrhaftem Boden auch viele aus der zweiten Abteilung, wie Bohnen, Carotten, Zwiebeln 2c. — Teilen wir also unseren Gemüsegarten in vier Abteilungen und bepflanzen die drei Abteilungen abwechslungsweise mit den oben genannten Gemüsearten und besetzen die vierte Abteiluug mit dauernden Kulturen, so werden wir in jedem Jahre eine schöne Ernte, üppig entwickelte Gemüse und stets einen hübsch geordneten Garten haben. Daß auf demselben Beete zweierlei, oft drei Sorten Gemüse im gleichen Jahre gezogen werden können, versteht sich von selbst. So können in der ersten Abteilung auf frühen Blumenkohl mit Zwischenpflanzung von Kopfsalat oder frühen Radieschen (breitwürfig gesäet) die Beete noch mit Endivien oder Spinat besetzt werden, auf Kopfsalat folgen späte Kohlarten, auf Radieschen desgleichen. In der zweiten Abteilung auf Wintersalat Bohnen, auf Spinat ebenfalls Bohnen, auf Salat Sellerie, auf Früherbsen Winterkrauskohl und so fort. Küchenkräuter werden meistens als Einfassung beisammen gepflanzt.

Diamanträtsel.

```
            A
          A A A
        A A A B C
      C D D D E E E
    E E E E E E E E E
  G H H H H I I I I I I
K K L L L L L L M M M N N
  N N N N N O O O O O O
    P P P R R R R R R
      R R S S S S T
        T T T T T
          U W W
            W
```

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so umzustellen, daß folgende Bezeichnungen daraus entstehen: 1) Ein Konsonant. 2) Ein Fürwort. 3) Ein Baum. 4) Ein männlicher Name. 5) Eine Stadt in Schlesien. 6) Eine Blume. 7) Ein österr. Orden. 8) Eine Stadt in Baden. 9) Ein Gebirgssystem in Ungarn. 10) Eine Stadt in Pommern. 11) Ein weiblicher Name. 12) Ein siamesisches Längenmaß. 13) Ein Konsonant.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe einen berühmten Komponisten. Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Stuhl, Suhl; des Arithmogriphs: Werdau, Adler, Lunge, Degen, Eduard, Neger, Barren, Ural, Regen, Grube. Waldenburg.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.